



Interdisziplinäre Forschung zum Thema vorgeschichtlicher _Völkerwanderungen_

_Autorin: Elisabeth Hamel, *freiberufliche Wissenschaftsjournalistin,
Historikerin_ /* **_Projekt: Im Anfang war das Baskenland,** *Besiedelung
Europas - Forschungen der Archäologie, Linguistik und Genetik_ /* **_Art des
Projekts: Publikation_**



Ein Eichenholzgefäß zu finden, das eine Schriftprobe und gut erhaltene DNS etwa in Form von einem menschlichen Zahn enthält, wäre der Wunschtraum aller Geschichtsforscher. Mit einem Schlag hätte man eine sichere Datierung über die Dendrochronologie, eine Aussage zur gesprochenen Sprache der Menschen, die sich zu diesem Zeitpunkt dort aufgehalten hatten und die genetische Abstammungslinie des Erdenbürgers, der den Zahn hinterlassen hatte. Da solch ein Fund noch nicht gemacht worden ist, ist die Vernetzung der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen notwendig, um sich den Menschen der Vorgeschichte in ihrer Lebensweise, Sprache und genetischen Abstammung zu nähern.

Zwischen den Wissenschaftlern der verschiedenen Fachdisziplinen herrscht große Skepsis. Diese ist begründet in der Gewissheit, nicht genug vom fremden Fach zu verstehen. Meist reicht ein Menschenleben nur für den Erwerb von tiefem Wissen in einem Fach aus. In dem forscht und lebt der Wissenschaftler. Einen Blick über den Zaun wagt er nur zögernd. Als Wissenschaftsjournalistin war es mir gegeben, mich ohne Berührungsängste in die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen einzuarbeiten. Und jeder Wissenschaftler zeigte sich sehr motiviert, mir sein Fach näher zu bringen.



Das war die Voraussetzung für das interdisziplinäre Herangehen an die Frage vorgeschichtlicher Völkerwanderungen. Die Suche nach unseren vorgeschichtlichen Vorfahren wird noch lange Zeit spannend und kontrovers bleiben, da die Informationen, die wir heute haben, sehr bruchstückhaft sind. Welche Sprache hatten die Eiszeitmenschen bzw. die ersten Ackerbauern? Welche genetischen Linien können wir Ihnen zuordnen? An welchem Ort entstand eine bestimmte genetische Linie, welchen Wanderweg ging sie und wann kam sie an ihrem Ziel an? All diese Fragen sind heute noch nicht abschließend zu beantworten. Sie werden fürs erste durch vermutete Besiedlungsszenarien, die wir im interdisziplinären Ansatz gewinnen, plausibel gemacht. Erst wenn sämtliche archäologische Knochenfunde genetisch ausgewertet sind, können wir die vorgeschichtlichen Wanderungen unserer Vorfahren genauer rekonstruieren.



Als ich mit der Recherche für mein Buch begann, wollte ich in allen Fachgebieten Antworten auf meine Fragen zum Thema vorgeschichtlicher Völkerwanderungen finden. Der interdisziplinäre Weg war bereits vorbildhaft in Luca Luigi Cavalli-Sforzas Buch „Verschieden und doch gleich“ eingeschlagen, das eines der ersten Werke war, die ich mir ansah. Der Genetiker Cavalli-Sforza betrachtet die Linguistik, Paläontologie, Archäologie und Genetik zur Erforschung der Herkunft des modernen Menschen. Später wurde mir klar, dass er über Sprachen nicht genügend Hintergrundwissen besaß und allzu leichtfertig Sprachen und Blutmerkmale einander gegenüberstellte. Auch befriedigten mich die damals erzielten Ergebnisse nicht.

Um mehr darüber zu erfahren, musste ich mich in jedes der Fächer vertiefen und begann, mich als Gasthörerin für Linguistik, Genetik, Gletscherkunde und später auch Archäologie einzuschreiben. Nur auf diesem Weg konnte ich an Literatur herankommen, die mich weiter brachte. Viele wichtige Aufsätze sind in Fachzeitschriften verborgen, die eine geringe Auflage haben und nur in den Institutsbibliotheken aufliegen. Sie lassen sich nur finden, wenn man die genaue Literaturangabe hat. Diese erhält man wohl nur auf dem Wege, dass man Seminare und Vorlesungen besucht, in deren Rahmen die Literaturlisten verteilt werden.

Ich wäre sicherlich in einer Sackgasse gelandet, wäre ich nicht auf Professor Theo Vennemann aufmerksam geworden, der eine Hypothese zur Besiedelung Europas nach der Eiszeit aufgrund linguistischer Forschung zur Herkunft der europäischen Ortsnamen erarbeitet hatte. In einer Fernsehsendung war u.a. er zu Wort gekommen, und ich war wie elektrisiert. Man hatte die Verbreitung der Megalithe mit der Verteilung der Blutgruppe 0 und den Basken in Verbindung gebracht – im nachhinein völliger Nonsens, aber für mich eine Arbeitshypothese und der Beginn meiner Recherche.

Vennemann hatte, wie er mir später erzählte, auf einer Klimakarte Europas das eiszeitliche Rückzugsgebiet der Europäer ausgemacht und dort die Sprecher der Ursprache Europas, des Vaskonischen, vermutet. Im Vaskonischen sieht er die Vorform des heutigen Baskisch und ordnet ihm die „alteuropäische Hydronymie“ zu, die man bis dato als indoeuropäisch ansah. Hier waren nun die Klimaforschung und die Linguistik miteinander in Beziehung getreten. Die Genetik sollte hinzukommen. Professor Vennemann erzählte mir, dass seine Frau einmal am Flughafen ein Spektrum der Wissenschaft gekauft hatte und darin die Karte der Verbreitung des Rhesus Faktors negativ gefunden hatte. Diese Karte schien das Rückzugsgebiet und die Wiederausbreitung der Ureuropäer von diesem Ort aus widerzuspiegeln. Das ließ Vennemann nicht mehr zur Ruhe kommen und nährte



die Hoffnung, dass seine Hypothese doch gar nicht so falsch sein müsse. So beschloss er, weiter zu forschen – ein Glück für die Wissenschaft.

Wie ich in meinem Buch erläutere, sind die Blutmerkmale für sich alleine wenig aussagekräftig, wenn es darum geht, Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Völkern zu ergründen. Was wirklich eine wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung mit Vennemanns Hypothese vonseiten der Genetik brachte, war eine Begegnung mit Dr. Peter Forster. Forster untersuchte die DNS der Mitochondrien und hatte dafür eine neue Stammbaummethode entwickelt. Er wandte sich zur Lösung eines statistischen Problems an den Mathematiker Hans-Jürgen Bandelt. Diese Zusammenarbeit zwischen Genetik und Mathematik – hier ohne große Berührungängste – wurde sehr fruchtbar. Nachdem Forster anlässlich eines Kolloquiums Vennemanns Vortrag zur alteuropäischen Hydronymie gehört hatte, sagte er ihm, dass er ähnliche Ergebnisse in seinen genetischen Studien erhalten hätte, und er solle doch zu seinem Vortrag kommen. Vennemann berichtete mir, von einem Gen-Marker erfahren zu haben, der vom Rückzugsgebiet Südfrankreich bis nach Finnland hoch getragen worden war.

Bandelt beabsichtigte aufgrund dieser Begegnung mit Vennemann ein Buch zu verfassen. Dazu kam es jedoch nie. Es wäre auch sonst nichts in Richtung interdisziplinäre Zusammenarbeit geschehen, wenn nicht Vennemann mich als eifrige und interessierte Gasthörererin erlebt hätte, die nach den Vorlesungen und Übungen noch mit Fragen an ihn herantrat. Er wies mich dann einmal auf die Studien von Forster und Bandelt hin, und ich nahm sofort mit Bandelt Kontakt auf. Dieser übersandte mir die bahnbrechende Veröffentlichung aus dem Jahr 1996. Sie war für Laien sehr schwer verständlich, was erklärt, warum die Presse damals nicht über die sensationellen Ergebnisse berichtet hatte. Kein Wissenschaftsjournalist hatte sich die Mühe gemacht, in die Materie einzusteigen. Es war die Arbeit von hoch abstrakt denkenden Wissenschaftlern und musste so aufbereitet werden, dass die Ergebnisse für Laien transparent werden.

Es sollte mir beschieden sein, dies zu leisten. Ich ging mit Farben und graphischen Darstellungen an die Erfassung der Mutationen, die die Individuen verbinden und voneinander trennen. Ich versuchte die Regelmäßigkeit des Vorgehens der Wissenschaftler nachzuvollziehen, wenn sie einen molekularen Stammbaum rekonstruieren, und entwickelte Darstellungsweisen, die dem Laien entgegenkommen. Als ich die Regeln verstanden hatte, führte ich ein Experiment mit Studenten durch und beschrieb das Vorgehen bei der Stammbaumrekonstruktion. Da erkannte Forster, dass ich etwas beigetragen hatte, das noch nicht geleistet war, und wir arbeiteten ab diesem Zeitpunkt eng zusammen. Er prüfte



meine Vorschläge und ich berücksichtigte seine Anregungen. Er gab mir auch ab diesem Moment neueste Forschungsergebnisse vor Drucklegung preis, so dass ich mich damit an Zeitschriften und Tageszeitungen wenden konnte.

Nun war bereits eine Verquickung von Genetik, Mathematik und Linguistik zustande gekommen. Sogar die Archäologie hatten die Genetiker in ihrer Veröffentlichung von 1996 berücksichtigt und auf das Magdalénien als Eiszeitkultur im Eiszeitrefugium Südfrankreich hingewiesen. Erst viel später ging ich den Quellennachweisen nach, nahm Kontakt mit den Autoren auf und erhielt die neuesten Ergebnisse. So konnte ich eine Karte der Wiederbesiedelung Europas zeichnen, die die kalibrierten karbondatierten Etappen der dauerhaften Siedelplätze der Träger des Magdalénien nachvollzog. Die Träger des Magdalénien waren die Menschen, die im Eiszeitrefugium Südfrankreich ausharrten und danach Europa wieder besiedelten.

Drei Forschungsrichtungen: Linguistik, Genetik und Archäologie hatten nunmehr dasselbe nacheiszeitliche Besiedlungsszenario in Europa erforscht und waren zu Ergebnissen gekommen, die sich teilweise decken ließen. Wenn auch die Datierung in der Linguistik nicht möglich ist, so konnte die Genetik und noch sicherer die Archäologie zum Zeitpunkt des Rückzugs und der Wiederbesiedelung klare Auskunft geben. Zudem stand die Datierung im Einklang mit den Schichten der Eisbohrkerne – Geologie.

Trotz der Begegnungen und dem Austausch zwischen Forster und Vennemann war keine weiterführende interdisziplinäre Zusammenarbeit entstanden. (Es gab nämlich noch die Frage des semitischen Spracheinflusses im Inselkeltischen, die archäologische und genetische Parallelen zeigte.) Warum das so ist, darüber kann ich nur Vermutungen anstellen. Sicher ist, dass jeder Wissenschaftler als vielbeschäftigter Lehrstuhlinhaber sehr ausgelastet ist. Er hält Vorlesungen, betreut seine Studenten, forscht und veröffentlicht seine neuesten Arbeiten. Wenn auch neue Forschungsthemen aus dem Dialog entstehen mögen, so werden die Forschungsgelder eher für Studien zu fachinternen Fragen freigegeben. Die großangelegten interdisziplinären Forschungsaufträge, wie z.B. im Max-Planck-Institut, Leipzig bilden hier eine Ausnahme.

Ergebnisse aus einer anderen Wissenschaftsdisziplin zu zitieren, ohne wirklich beurteilen zu können, ob diese Arbeiten in der Fachwelt auch anerkannt oder eher spekulativ sind, ist ein großes Risiko für den Forscher. Der Archäologe Volker Bierbrauer bezeichnet solches Vorgehen als „Wildern“, was die allgemeine Einstellung widerspiegeln könnte. So bleiben viele Wissenschaftler lieber bei ihren Leisten und forschen in ihrer Disziplin, die sie ohne-



hin als die leistungsfähigste einschätzen.

Der nächste Schritt scheint noch schwerer. Eher selten traf ich auf Wissenschaftler, die von Kollegen anderer Fächer über deren Forschung wussten und sie anerkannten. So hörte ich immer wieder in den Vorlesungen der Archäologie, dass die Genetik nichts beweisen könne und die Linguistik sowieso nichts Großes brächte. Die Linguisten wiederum verstehen die Arbeitsweise der Genetik nicht, und wenn sie sie zur Untermauerung ihrer Ergebnisse dennoch heranziehen, dann kann das durchaus daneben gehen. Das ruft dann die Kritiker auf den Plan und verhindert neuerliche Versuche.

Was bei der interdisziplinären Recherche/Forschung zu überwinden war, fiel mir indes viel leichter als jedem Wissenschaftler. Ich hatte keinen Ruf zu verlieren und konnte als Wissenschaftsjournalistin, zu der ich mich entwickelte, in fremden Gewässern fischen. Da ich frei von jeder Fachbundenheit war, tauschte ich mich unbeschwert mit den Wissenschaftlern der verschiedensten Forschungszweige aus und gab freimütig zu, dass ich nichts davon verstünde und mehr erfahren wolle. Sie waren, was die Vermittlung ihres Faches betrifft, immer sehr entgegenkommend und unterstützten mich auf allen Ebenen. Literaturhinweise, Arbeiten von Fachkollegen, Korrekturen von Manuskripten – das alles konnte ich von ihnen erwarten. Ich öffnete viele Türen und verzettelte mich geradezu. Viele in der ersten Begeisterung kopierte Veröffentlichungen sah ich mir erst nach Jahren genauer an. Bandelt und Vennemann ermahnten mich in dieser Phase, nicht zu ehrgeizig zu sein und mich auf Europa zu beschränken, es wäre sonst eine nimmer endende Enzyklopädie daraus geworden.

Als ich meine ersten Artikel herausbrachte, bemerkte ich sofort die Skepsis der anderen Reihen. Es gab jene, die keine Meinung dazu hatten; so berichtete mir eine Archäologin, dass man sie nach ihrem Urteil gefragt habe und sie nur geantwortet hätte, sie könne dazu nichts sagen. Es gab auch jene, die mir lautstark erklärten, dass sie nichts von der Sache hielten. Vennemanns These sei ein reines Konstrukt.

Was aber noch mehr verwundern musste, war die Tatsache, dass Fachkollegen die Hypothese Vennemanns als unmöglich abstempelten und erstaunlich unsachlich argumentierten. Da lernte ich, dass auch die Wissenschaft ihre Mythen hat und verteidigt und dass nicht allein das Ringen um die Wahrheit zählt. Schwer fällt es einigen Forschern, wenn sie ihr Lebenswerk durch neue Ansätze gefährdet sehen. Dann ist's nicht die Vernunft, die siegt, sondern der Wille, an althergebrachtem festzuhalten.

Kritik sah ich als wichtigen Beitrag zur Diskussion an und wollte gerne die Kontroverse



anheizen und gute Gegenargumente zitieren. Daraus wurde nichts. Entweder ist Vennemanns Hypothese so gut oder seine wissenschaftlichen Gegner waren nicht gründlich genug, um sie zu widerlegen. Sie lieferten mir keine Argumente, die eine Kontroverse gelohnt hätten. In Abwesenheit des anderen äußerten sie sich durchaus kritisch. Sie ließen sich auch mit mir in Diskussionen ein – die dann irgendwann versandt mussten, da mir das Hintergrundwissen fehlt. Ich habe aber nie erlebt, dass sich zwei Wissenschaftler im persönlichen Gespräch kritisch auseinandersetzten. Man will sich wohl nicht zu nahe treten. Das einzige, was mir half, waren die Rückfragen bei Vennemanns damaliger Doktorandin, Iva Welscher, die mit Leichtigkeit die Gegenargumente widerlegte. Darauf berichtete ich wieder der anderen Seite, was man mir geantwortet habe und hörte dazu die neuerliche Antwort. So ging es oft hin und her.

Mit großer Verwunderung musste ich erfahren, dass die Linguisten Joseph Greenbergs Vorgehensweise der Einteilung der Indianersprachen nicht akzeptierten, auch als Forster aufgrund der DNS der Mitochondrien (MtDNS) dieselbe regionale Gruppierung nahelegte. Sie wollten gerade noch die Richtigkeit der genetischen Forschung anerkennen, aber diese wäre doch kein Beweis für die Ergebnisse der Sprachforschung, die ihrer Meinung durch eine ungültige Methode gewonnen worden waren. Dabei kann die Linguistik weder im einen noch im anderen Fall etwas beweisen, sondern nur plausible Hypothesen aufstellen. Aber die Hypothesen wollen nur anerkannt sein, wenn sie nach dem anerkannten Verfahren entwickelt wurden. Und das war ja hier nicht der Fall gewesen.

Ich für mich bin überzeugt, dass der Vergleich der verschiedenen Wissenschaften die Wissenschaft insgesamt weiterbringt. Im Fall der Wiederbesiedelung Europas und der alteuropäischen Hydronymie gab es Deckungsgleichheit. So darf man begründet vermuten, dass die Träger des Magdalénien vaskonisch sprachen und die typischen europäischen eiszeitlichen MtDNS-Linien in sich trugen.

Was die Rolle der Indoeuropäer mit der Landwirtschaft betrifft, steht die geäußerte Vermutung auf schlechterem Boden. Dass die Landwirtschaft mit der Verbreitung der Linearkeramik einher ging, ist gesichert. Ob diese Menschen aber gleichzeitig die indoeuropäische Sprache nach Europa brachten ist nur eine Vermutung. Auch konnten bestimmte genetische Linien nicht zweifelsfrei den Ackerbauern und/oder den Indoeuropäern zugeordnet werden. Allerdings hat man in Gräbern der Linearbandkeramiker einen hohen Anteil der heute inzwischen sehr selten gewordenen genetischen Linie gefunden, was darauf schließen lässt, dass die Nachfahren der damaligen Ackerbauern einen geringen Teil der heutigen Europäer repräsentieren.



Man soll es immer wieder wagen dürfen, Verbindungen zwischen den Disziplinen herzustellen. So wie das Experimentieren die Grundlage jeder Forschung ist. Kritik darf nie persönlich aufgefasst werden und muss der Wahrheitsfindung dienen.

Dem entgegenzutreten erfordert Mut, den man mir vielfach bescheinigt hat. Es war aber eher die Begeisterung für ein Thema, das mich seit meinem einsemestrigen Studium gleich nach dem Abitur an der Universität München nicht mehr losgelassen hatte. Dort hatte ein Professor erklärt, dass die Sprachforschung die Indoeuropäischen Völkerwanderungen beleuchte. Später suchte ich oft in Buchläden nach Literatur zu diesem Thema. Ich wurde nie fündig. Als ich dann von den neuen Forschungsergebnissen erfahren hatte, wurde alle Kraft wie bei einer Explosion frei. Sie hielt mich acht Jahre im Bann, in denen ich mit einer bisher ungekannten Energie recherchierte und forschte. Mir war klar, dass ich auf etwas gestoßen war, das noch nicht bekannt war und in seiner Vernetzung noch nicht entwickelt. Ich wollte die Erste sein, und ich musste mich beeilen. Es ist fast wie eine Fügung, dass ich diejenige sein durfte, die sich dieser Aufgabe stellte.

Einige Leute meinten, ich sollte doch eine Doktorarbeit schreiben. Denen konnte ich nur entgegen, dass es für eine derartige interdisziplinäre Dissertation keinen Studiengang gibt. Allein das Studium in allen Fächern hätte ich zeitlich nicht mehr in meinem Leben geschafft. Aber wie hätte ich die Disziplinen vereinen können? Es bleibt zu hoffen, dass der interdisziplinäre Austausch gefördert wird und das Studium wie auch Dissertationen und Habilitationen interdisziplinär zugelassen werden. Die Bedeutung der interdisziplinären Forschung wird unterschätzt. Wie in meinem Fall ließen sich Lücken schließen und Ergebnisse bestätigen und untermauern.

Abschließend muss ich einräumen, dass ich nur durch die Mithilfe der Wissenschaftler mein Buch herausbringen konnte. Sie hatten peinlichst zu prüfen, ob ich ihre Aussagen richtig wiedergab. Ich war also eher Mittlerin als Autorin. Am schwersten scheint die Linguistik zu sein. Da kommt es auf diesen einen und keinen anderen Ausdruck an. Umformulierungen der stilistischen Schönheit willen können schon zu Fehlern führen. Und gerade die Linguistik ist ein höchst interessantes Fach, das mehr Beachtung und Bereitstellung von Forschungsgeldern verdient. Die Linguistik, so hatte Vennemann einmal gesagt, führt weder Kriege noch baut sie Brücken. Deshalb ist sie keine allgemein anerkannte Wissenschaft. Ich sage, die Linguistik baut Brücken zwischen den Völkern, indem sie die Gemeinsamkeiten ihrer Sprachen erforscht.



Curriculum Vitae

Das Fach Geschichte zählte im Gymnasium zu meinen unbeliebten Fächern. Ich war an einer anderen Geschichte der Menschheit interessiert, die ich im Unterrichtsstoff nicht fand. Nach dem Abitur 1974 hielt ich mich an der Ludwig-Maximilians-Universität München ein Semester lang im Studiengang Englisch und Französisch für das Höhere Lehramt auf und hörte in einem Seminar zur Sprachwissenschaft, dass die indoeuropäische Sprachfamilie etwas zur Wanderung der Indoeuropäer sagen könne. Das sollte mich nicht mehr loslassen.

Ich wechselte aber in die Berufsausbildung zur Übersetzerin und Dolmetscherin für Französisch und konnte mich nicht weiter mit diesem Thema beschäftigen. Diese Frage trieb mich aber um, und ich suchte in Buchläden immer wieder nach Literatur dazu – ohne Erfolg. Inzwischen (1978 bis 1983) arbeitete ich als Wirtschaftskorrespondentin für Französisch und Englisch. Mein allgemeines naturwissenschaftliches Interesse war mir bei meiner beruflichen Tätigkeit stets von Nutzen. Seit 1983, der Geburt meines Sohnes, war ich Hausfrau. Als meine Mutter 1990 durch einen Schlaganfall zum Pflegefall wurde, galt meine Sorge den Eltern, wo ich von nun ab viel Zeit verbrachte.

Im Jahre 1996 löste eine Fernsehsendung mein leidenschaftliches Interesse zu Fragen der Verwandtschaft zwischen Völkern über ihre Sprachen und Gene aus, und ich wollte ein Buch dazu schreiben – das Buch das ich nie gefunden hatte. Durch das Notebook, das mir mein Vater kaufte, konnte ich an jedem Ort das Manuskript verfassen und pendelte zwischen der Universität München, wo ich in den



Elisabeth Hamel

verschiedensten Fachdisziplinen Gasthörerin war, meinem Zuhause und dem Elternhaus hin- und her. Die Welt des Wissens, die sich mir erschloss, tröstete mich weite Strecken über den gesundheitlichen Verfall meiner betagten Eltern hinweg, deren Pflege mich ebenso beanspruchte. Meine erste Veröffentlichung in der Süddeutschen Zeitung Anfang 2001 hat mein Vater nicht mehr erlebt, die Zusage für einen Artikel kam kurz nach seiner Beerdigung. Bald folgte der Artikel im Spektrum der Wissenschaft. Meine Mutter lass ihn zwar, konnte ihn aber nicht mehr begreifen, immerhin erkannte sie, dass sie auf mich stolz sein durfte. Das Manuskript zum Buch beendete ich im Jahre 2006.

Mehrfach wurde ich zu Vorträgen über Themen meines Buchs eingeladen, was mir besonderes Vergnügen bereitet.